

Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Band: 6 (1926-1927)
Heft: 12

Artikel: Gedanken in Wettingen
Autor: Brock, Erich
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-156142>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 09.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Gedanken in Wettingen.

Von Erich Brod.

Es erscheint im Verlage von Sauerländer inarau in dritter Auflage ein Büchlein: „Hans Lehmann, Das Kloster Wettingen“ —, das die Kunstschätze dieser Anstalt in kluger und aufschlußreicher Weise denen nahebringen will, die von diesem Kleinod unmittelbar vor den Toren Zürichs noch nichts wissen und sich diesbetreffs zu besserer Einsicht befehren zu lassen willig sein möchten. Es beschreibt ohne Aufwand anspruchsvoller kunstphilosophischer Kategorien, als ein guter Geleitsmann, der ruhig und unaufdringlich seine Anweisungen gibt, nach der Reihe alles, was dem Besucher Teilnahme abgewinnen kann, und gibt darüber hinaus noch einen reichen Stoff geschichtlicher Rahmung, die alles Einzelne in den großen Strom eines tausendjährigen religiösen Formungswillens einbettet. Eine Reihe gutgewählter und gut wiedergegebener Bilder dienen zu Anreiz und Erinnerung. Diese unmittelbar brauchbare Art des Buches brachte uns unseren eigenen Besuch in lebendiges Gedächtnis.

Lange hatten wir vor den herrlichen Glasmalereien gestanden und uns an dem liebevollen Formenreichtum geweidet, der dem naiven Gemüt jener besinnlichen Kleinmeister entquollen war. Besonders fesselte uns eine Reihe von Scheiben aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, welche jeweils unten einen religiösen Vorgang Alten und Neuen Testaments darstellen, in welchem liebende gläubige Hingabe, leidendes Unterliegen unter die Härte der Welt, diesseitiger williger Untergang zu jenseitigem Siege bildlich und inschriftlich verherrlicht wird. Durch schmale Zierleisten getrennt, öffnet sich oben der Blick in eine ganz andere Szenerie, eine Welt für sich, welche wie von einer Drehbühne alternierend gegen die andere gestellt wird. Hier wird Mann gegen Mann gerungen, hier herrscht der unbedingte Wille, die Menschen zu übermächtigen und die Dinge unter sich zu zwingen; Kampf, Kriegslärm und barbarische Freude des Siegers an Unterliegen, Qual und Tod des Besiegten ergießen sich so ungebrochen und selbstverständlich in naturhafter Roheit, als habe es in jener Zeit weit und breit keine andere Einstellung gegeben. Die Taten der alten Schweizer werden verherrlicht. Sie waren nicht zag, diese Recken der Vorzeit, und es läßt sich an ihrer Diesseitigkeit nichts abhandeln — sie wollen in Bausch und Bogen oder gar nicht Absolution erhalten. Sie stehen fest auf ihren Füßen, sind wie sie sind, oder lassen sich totschiagen. (Bis ins 19. Jahrhundert galten die Schweizer als die eingefleischtesten Militaristen der Welt.) Also Heuchelei? Nichts weniger als das. Die ungeheuren gültigen Formen des religiösen Lebens in Kunst und Gedanken schufen sich nicht aus Heuchelei. Weder die Sekten, welche damals allein auf den geschilderten rationalen Zwiespalt den Finger legten, noch gar das heutige Christentum, das unaufhörlich damit ringt, haben das Geringste geschaffen, was sich jenen Werken an die Seite stellen ließe. Daraus ist wohl ein Rück-

schluß auf die innere Mächtigkeit zu ziehen. Die Zeiten, die das Straßburger Münster erbauten, Eckharts Gedankenschächte gruben, die Lehrgebäude des Aquinaten und Luthers türmten, die zarten Gefühlsgärten der mystischen und Kirchenlieddichtung hinbreiteten, die Zeiten der innigsten Farbenglut des ruhevoll gottversenkten Seelentums: sie waren es auch, die die Hexenprozesse, die Folter, die barbarischste Kriegsführung, die öffentliche Belustigung an dem Toben Irrsinniger, die Hinrichtungen als Volksfest, die greulichsten Höllenphantasien, die Geißler und tausend andere Scheußlichkeiten kannten. Und dies nicht als Fall, Schande, Pudendum, sondern als ruhig Bewußtes und Gewolltes, das größtenteils nicht als Niederlage galt — soweit aber trotzdem negativ, seine feste unentbehrliche Stellung in der Welt=Überwelt=Hierarchie behauptete. Wir denken dabei nicht einmal an Gegenreformation und Barock, wo die Grausamkeit innigst ins religiöse Leben eingeschmolzen einen morbid=erotischen Charakter gewann — einen Charakter flacher Gefühllichkeit, die das ganze religiöse Leben beherrschte, mit Ausnahme von Spanien, worüber besonders zu reden wäre. Es besteht also Grund zu der Annahme, daß die Stärke des Nein, oder dessen, was wir als solches empfinden, mit der des Ja zusammenhängt, daß nach Gottfried Kellers Wort ein stolz segelndes Schiff großen Ballastes bedarf, kurz daß die selbe Kraft sich auf beiderlei Art äußert. Man muß dieser Tatsache ins Gesicht sehen, sich klar machen, daß unsere Gestaltungsohnmacht nebst unserer Menschlichkeit wesentlich Ausdruck der Schwäche ist — ohne doch wie Nietzsche dann in einer bis zum Lächerlichen gehenden Weise die Werte der Humanität, welche uns eingeboren und unentbehrlich sind und notwendig über den Schwächecharakter hinaus entwickelt werden müssen, in krankhafter Verrenkung überhaupt als Werte zu verneinen. Erst dann ist die Tiefe des letzten tragischen Konflikts der Menschheit begriffen. Ausmünzung in praktische Rezepte ist dann allerdings nicht mehr sehr einfach. Man staunt nur noch über die Leichtbeschwingtheit, mit der die Menschen Thesen nach der einen Seite ausrichten und sie zu befolgen streben, darnach sie wieder bekämpfen und abschaffen und doch in ihrem Weltgefühl dieselben bleiben. Wie isoliert bleibt doch das Denken gewöhnlich im Menschen. Man kennt etwa Thomas Mann; er ist ein guter Windzeiger. Man weiß, daß er früher, durchaus im Rahmen des artistischen Vorkriegsgeistes, die Kunst auf Geschmack, Sensibilität, Abwehr=Reizbarkeit gegen das Banale zurückführte — während das Leben, das Bürgerliche, Gefühl die vollendete Trivialität bedeutete; daher reinliche Scheidung zwischen beiden nötig. Ergebnis solcher Lehren sind dann Dinge wie der „Zauberberg“ und anderes, wo mittels ungeheuren Aufwandes von Feinmechanik, Wiß und Reizbarkeit, die zuvor jedes Wort auf der Zunge dreht und wendet, doch schließlich nach höherem Maßstab im Einzelnen und Ganzen eine Kunst von Schwerfälligkeit, Geschmacklosigkeit und innerer Unmöglichkeit entsteht, weil sie dem tieferen Ja des Lebens und des Gegenstandes auf der ewigen Flucht vor der Platttheit abgekehrt ist und darum den positiven Maßstab verliert. Platt ist nur das stockig gewordene Leben, das auf sich selbst sitzen

bleibt, statt über sich hinaus zu dringen. Und nun in der „Pariser Rechenhaft“ kommt plötzlich unter augenblicksweise verebbenden Wellchen, die über den Wesensabgrund zwischen deutschem und französischem Geistesgesetz hin und her plätschern, unter der gesellschaftlichen *Banality fair* jeder Art ein erraticher Block wie folgender zum Vorschein:

„Ach ja der Mensch! Er hat gesündigt, sich wie ein Vieh benommen, sich gegenseitig gemetzelt all die Jahrhunderte her und unterdessen beständig dergleichen wie die Venus von Milo hervorgebracht. Wobei ein Irrtum wäre, zu unterscheiden zwischen seinem „göttlichen Teil“, dem diese Dinge zu danken wären, und seinem tierischen, auf dessen Rechnung das andere käme. Nein, beides entspringt aus seinem Ganzen, die Viecherei und die Herrlichkeit; das Gemetzel hat grauenhaft viel mit dieser zu schaffen, viel mehr, als ein Pazifist sich auch nur träumen zu lassen einwilligen würde; und ich beneide diejenigen, die sich durch die Berührung mit großer Kunst in ihrer Forderung an die Heiligkeit, Reinheit, Friedlichkeit des Menschen gerechtfertigt und bestärkt fühlen. Ich habe das nie gekonnt. Heiligkeit und Friedlichkeit machen keine Bilder. Der „Geist“ tut das auch nicht, sondern die Seele, welche nämlich Sinnlichkeit und Sünde ist. Ich habe immer behauptet, daß im Kampfe gegen den Krieg mit dem Namen der Kultur nicht viel anzufangen ist. Der europäische Pazifismus von heute ist eine Sache der allerpraktischsten Vernunft, und nur Narren freilich löfen wider diesen Stachel.“

Man muß wiederum staunen, wie die Menschen verstehen, Folgerungen hintanzuhalten. Das ist die große Lebenskunst. Die Zeiten der Wettinger Glasgemälde verstanden diese Kunst, *organisch*. Denn das Leben überspannte in seiner jeder Logik spottenden Einheit alles. Thomas Mann versteht sie auch, *unorganisch*. Denn jetzt ist der Geist das Ganze; aber er kann nicht zwei sein, ohne daß das Trägheit und Lüge wäre. Vielleicht wird er an seiner noch ausstehenden tiefsten Einheit auch wieder irgendwie seine Vielheit besitzen und ins Gleichgewicht richten. Aber ein Pazifismus der Vernunft, wie ihn der sonst so europaheiße Thomas Mann hier empfiehlt, will uns als reichlich dünn erscheinen — zu dünn, um die Zukunft Europas zu tragen. Denn dieser allerpraktischste Pazifismus des Verzichts auf die störenden Explosionen, die die Venus von Milo und das große Massengrab von Calais bis Basel schufen, ist einfach *business as usual*, Amerika, die letzte eiskalte Brutalität, der Tod. Und wir sind nicht sicher, ob es in diesem Tod nicht noch Träume gibt, welche zwar nicht einer Venus von Milo zum Leben, wohl aber wiederum vielen Lebenden zum Tode verhelfen.